1 Einleitung

„Singe den Zorn, o Göttin, des Peleiaden Achilleus,
Ihn, der entbrannt den Achaiern unnennbaren Jammer erregte,
Und viel tapfere Seelen der Heldensöhne zum Aïs
Sendete, aber sie selbst zum Raub darstellte den Hunden,
Und dem Gevögel umher. So ward Zeus Wille vollendet:
Seit dem Tag, als erst durch bitteren Zank sich entzweiten
Atreus Sohn, der Herrscher des Volks, und der edle Achilleus." (Homer 2008: 9)

Emotion und Konflikt leiten die europäische Geschichte ein und entpuppen sich späterhin als ihre immerwährenden Begleiter. Die Wurzeln der alltagsweltlichen Diskursivierung des Beziehungsgefüges von Emotion und Konflikt sind ebenso breit gefächert wie ihre thematischen Verzweigungen in Diskursen heterogenster Provenienz. Dazu gehören etwa ethische, politische bzw. staatstheoretische, juristische, psychologische, schauspieltheoretische, wirtschaftswissenschaftliche, soziologische, spieltheoretische, sozialkritische, religiöse, rhetorische, ethologische, feministische, dramaturgische, historische, psychiatrische, neurowissenschaftliche, evolutionsbiologische, ethnologische, konversationsanalytische und allgemein alltagsweltliche Reflexionen. Allerdings haben diese Vielzahl von unterschiedlichen Herangehensweisen und die damit verbundene Komplexität eine transdisziplinäre Darstellung möglicher Konzeptionen des Beziehungsgefüges von Emotion und Konflikt bislang verhindert.

Zweifelsohne ist nicht auf Anhieb einsichtig, welchen Nutzen ein solches Projekt überhaupt birgt. Doch stehen in kaum einer anderen Domäne die Wechselwirkungen von Alltagswelt und Wissenschaft so klar vor Augen wie in dieser. Alltagsweltliche Theorien zu Emotion und Konflikt penetrieren unmerklich die Wissenschaft und wirken von dort aus auf den Alltag zurück. Allein deshalb ist die disziplinübergreifende Beschäftigung mit der Diskursivierung von Emotion und Konflikt zumindest für sozialtheoretische Studien unerlässlich. Neben ihrem Stellenwert als Ergebnisse einer Beobachtung höherer Ordnung liefern die unterschiedlichen Perspektiven allerdings auch ein breites Spektrum möglicher Analyseinstrumente. Freilich lassen sich diese nicht von jedem Standpunkt aus miteinander in Beziehung setzen bzw. in einem übergreifenden Theoriedesign vereinen. Im Rahmen einer quantenlogischen Theoriebildung vor dem Hintergrund

R. Kurilla, *Emotion, Kommunikation, Konflikt,*
DOI 10.1007/978-3-658-01934-1_1, © Springer Fachmedien Wiesbaden 2013

der plessnerschen Anthropologie und der mit Heidegger erfahrungstheoretisch ergänzten berger/luckmannschen Konzeption des gesellschaftlichen Konstruktionsprozesses von Wirklichkeit ist dies jedoch nicht nur möglich, sondern darüber hinaus auch indispensabel. Daraus erwächst der Anspruch, das Abstraktionsniveau der Theoriebildung so hoch anzusetzen, dass es die vor dem Hintergrund historischer Gesellschaftsformationen entstandenen Analyseinstrumente unter einem Dach zu vereinen vermag – sei es als Teile des eigenen Begriffsinstrumentariums, sei es als Selbstbeschreibungen des Gegenstandsbereichs.

Doch sei dem Leser zunächst der Phänomenbereich der vorliegenden Untersuchung plastisch umrissen. Bereits die ersten Zeilen Homers stecken die Hauptagenda der abendländischen Diskursivierung von Emotion und Konflikt ab. Emotionen motivieren Handlungen, die auf der anderen Seite des Interaktionsprozesses unter anderem Emotionen hervorrufen, die ihrerseits wieder Handlungen und somit Emotionen auf der Gegenseite des Interaktionsprozesses provozieren etc. Durch diese iterierten Interaktionsverkettungen entsteht die gemeinsam konstruierte Form des Konflikts, die ihre Teilnehmer vordergründig entzweit und zugleich hintergründig eint. Letzteres bezeugt allein die in der epischen Breite der „Ilias“ sich andeutende Dauerhaftigkeit *sozialer* Konfliktformationen. Schon die sophistische Rhetorik macht sich die Konzeption eines emotionalen Antriebs von Konflikten zunutze und entwickelt eine praktische Psychagogie, die mit Aristoteles erstmals eine theoretische Form annimmt und vorläufig bei Cicero und Quintilian an den Höhepunkt ihrer Ausgestaltung gelangt. Spätestens hier überwiegt jedoch der Tenor eines besonderen Aspekts der motivierenden Reperkussionen der Emotion. So gibt von nun an erstmals die Domäne des Emotionsausdrucks den Ton an. In der Folge erfährt der Diskurs etliche ideengeschichtliche Transformationen, die im Verlauf der Untersuchung nachgezeichnet werden.

Dennoch lässt sich auch heute noch ein Gesang nach dem Vorbild der Ilias komponieren, ohne dass er europäischen Ohren fremd erscheint. Nur lässt sich dieser Gesang in modernen, von der Erfahrungen kultureller Differenz geprägten Gesellschaften nicht mehr auf einer einheitlichen Narrationspartitur notieren: Am 11. September 2001 wird das Alltagsleben in Deutschland und der ganzen Welt durch die Bilder der Terrorattentate auf das Pentagon und das World Trade Center in New York schlagartig irritiert. Wir sind bestürzt, entsetzt, fassungslos, fühlen mit den Opfern, trauern mit ihren Familien, verstehen ihre Leiden. Einige unter uns sind wütend, wollen Vergeltung. Es kommt zum Krieg in Afghanistan. Einige Jahre später erscheinen Karikaturen von Mohammed in der dänischen Zeitung Jyllands-Posten. Die arabische Welt, so auch Afghanistan, ist bestürzt, entsetzt, fassungslos, verliert das Vertrauen in die gerade noch mühsam errungene Pressefreiheit, auch diejenigen, die halfen, sie durchzusetzen. Einige sind wütend, wollen Vergeltung. Es kommt zu gewaltsamen Ausschreitungen. In der

dänischen Botschaft in Jakarta verbrennen Demonstranten eine dänische Flagge. Die erste Schilderung steht dem Europäer empathisch näher als die zweite. Er kann sich in die Gefühlswelt der Betroffenen respektive der Beobachter hineinversetzen, sie verstehen. Im zweiten Fall hingegen kontrastiert die eigene Nachempfindung mit den gezeigten Reaktionen in Afghanistan und Jakarta. Karikaturen jedweden Stils sind nicht als hinreichender Anstoß solcher Ausschreitungen vorstellbar.

Von der darwinschen Evolutionstheorie inspirierte emotionstheoretische Ansätze erklären dies, ganz im Einklang mit der alltagsweltlichen Konzeption von Emotion als universaler Grundtatsache humaner und subhumaner Lebensbedingungen, mit einem Verweis auf die unterschiedliche soziale Programmierbarkeit von Auslösebedingungen für universell vererbte Emotions*schemata*. Das Verstehensproblem begrenzt sich aus dieser Sichtweise auf das Nachvollziehen einer schon bekannten Emotion in einer für sie vom eigenen Standpunkt aus ungewöhnlichen Situation. Ein sozialkonstruktivistischer Begriff von Emotion hingegen lenkt den Blick auf die kulturelle Variabilität scheinbar angeborener Emotionen und unterstreicht ihre apriorische Unauthentizität. Emotionen gelten hier nicht als physiologische Tatsachen, sondern als sozial respektive kommunikativ konstruierte Phänomene. Dementsprechend ergibt sich so für den einfühlenden Beobachter einerseits zwar das Problem, den kulturellen Kontext kennen zu müssen, innerhalb dessen das Gefühl (re-)konstruiert wird. Andererseits wird er dadurch aber auch empfänglich für die kulturspezifische Inszenierung des Ausdrucks gemäß kursierender Formvorlagen und für mögliche Differenzen im Nachempfinden. Und eben so fördert ein sozialkonstruktivistischer Emotionsbegriff die Verstehenskapazität.

Dies ist der Ausgangspunkt der Untersuchung. Von hier aus führt der Weg zu dem Ziel einer grundlagentheoretischen Elaborierung und empirischen Stützung bzw. Erweiterung eines Begriffsgerüsts von Kommunikation, Emotion und Konflikt aus der Perspektive einer aus Plessner und Heidegger schöpfenden Lesart des berger/luckmannschen Sozialkonstruktivismus.

Um den Ansprüchen dieser Perspektive, die in 1.2 als Vor-Urteile zur Sprache kommen, zu genügen, sind dazu sechs Etappenziele anzustreben. *Erstens* gilt es, im historischen Rückblick und in Umschau auf die Theorieofferten der Aktualität möglichst viele Herangehensweisen an den Gegenstand zu versammeln, wobei deren ideengeschichtliche, paradigmatische und pragmatische Horizonte zu reflektieren sind, damit sie sich später auf einem abstrakten Niveau ohne Einbußen an theoretischer Einheitlichkeit vereinen bzw. de- und rekonstruieren lassen, um ein einheitliches Begriffsinstrumentarium für heterogenste soziale Phänomene zu schaffen, das der Empirie kein ex ante bestimmtes Korsett aufzwängt, sondern genug Raum für alltagsweltliche Deutungsweisen wie auch die

soziale Praxis lässt und so scheinbar gegensätzlichste Phänomene vergleichbar macht. *Zweitens* ist unter Berücksichtigung des aktuellen Forschungsstandes in Abwägung von dessen Vereinbarkeit mit den Vor-Urteilen der Untersuchung ein Emotionsbegriff zu entwickeln, der wie auch alle im weiteren Fortgang der theoretischen Reflexionen konzipierten Begriffe abstrakt genug ist, um Raum für kulturelle Differenzen zu schaffen und Vergleichsachsen zu etablieren. Im Falle der Emotion etwa sind diese Achsen unter anderem medientheoretisch formuliert. Auf dieser Grundlage gilt es *drittens*, einen Arbeitsbegriff von Kommunikation einzuführen, um ihn auf seine Beziehungen zu dem zuvor angefertigten Emotionsbegriff hin zu untersuchen. *Viertens* ist ein Konfliktbegriff zu entwickeln, der einerseits abstrakt genug ist, um Theoreme heterogener Provenienz aufzunehmen bzw. als alltagsweltliche Beobachtungen, Beschreibungen und Anleitungen der sozialen Wirklichkeit zu verbuchen. Zu diesem Zweck wird der Konfliktbegriff in Orientierung an den zuvor beleuchteten Konflikttheorien konstruiert, die als Analyseinstrumente und zugleich auch als Elemente derjenigen sozialen Wirklichkeit betrachtet werden, deren Analyse sie bezwecken. Letzteres ermöglicht einen reflektierten Umgang mit diesen Theorien. Andererseits muss der Konfliktbegriff sowohl mit den Vor-Urteilen der Untersuchung vereinbar als auch fähig zur Adaption an die Begriffe von Kommunikation und Emotion sein. Nur so kann *fünftens* die theoretisch einheitliche Relationierung der Begriffe von Emotion, Kommunikation und Konflikt gelingen.

An dieser Stelle wird *sechstens* die Konfrontation der sich im Aufbau befindenden Theorie mit einem eigens zu ihrer Weiterentwicklung anvisierten Ausschnitt der Empirie zwingend, um sie zum einen auf ihre Reichweite hin zu testen und zum anderen empirisch gestützt weiterzuentwickeln und für einzelne Felder zu konkretisieren. Dies geschieht mithilfe eines interkulturellen Vergleichs zwischen Bali, San Sebastián im spanischen Baskenland und dem Ruhrgebiet. Gewiss lässt sich dieser Vergleich als Pendant zu den historiographischen Reflexionen betrachten, die bereits die Konzeption der theoretischen Grundlagen unterstützten. Doch unterscheidet er sich von diesen nicht nur durch seine Positionierung an einer späteren Stelle des Theoriebildungsprozesses. Vielmehr ist er zudem auch nicht mehr ausschließlich an historische Quellen gebunden, sondern kann auch alternative Evidenztypen zu Rate ziehen. Zum Einsatz kommen zu diesem Zweck Narrationsanalysen, qualitative Interviews, Geschichtsinterpretationen und die Explikation alltagsweltlicher Relationierungen von Emotion und Konflikt anhand von Emotionslexemen. Wie sich diese als aus wechselseitig ergänzungsverbundenen Elementen bestehend vorzustellende Methodentriangulation und die Auswahl der Felder von unserem Erkenntnisinteresse herleiten, lässt sich dem Leser aus Gründen der Darstellungsökonomie an dieser Stelle noch nicht in zufriedenstellender Weise beantworten und muss daher dem Fort-

gang der Untersuchung überlassen bleiben. Doch mag die nun folgende detaillierte Darstellung der Vorgehensweise einen ersten Aufschluss darüber liefern.

1.1 Vorgehensweise

Nachdem *einleitend* in 1.2 die paradigmatischen Vorentscheidungen dieser Studie dargelegt worden sind, werden im *zweiten Kapitel* prägnante Eckpunkte der Diskursivierung von Emotion und Konflikt herausgearbeitet. Freilich kann hierbei kein Anspruch auf Vollständigkeit erhoben werden. Die Auswahl der Ansätze verfolgte vielmehr das Ziel, möglichst heterogene Sichtweisen zu Tage zu fördern. Dabei war es unvermeidlich, auch solche Ansätze heranzuziehen, die sich entweder mehr der Emotion oder mehr dem Konflikt widmen. Denn sowohl die möglichen Relationierungen der beiden Variablen als auch die Variablen für sich genommen sollten so eingehend wie möglich beleuchtet werden. Diesem Anspruch entsprechend kommen Aristoteles (2.1), Niccolò Machiavelli (2.2), Thomas Hobbes (2.3), Jean-Jacques Rousseau (2.4), Adam Smith (2.5), Georg Wilhelm Friedrich Hegel (2.6), Charles Darwin (2.7), Karl Marx (2.8), Georg Simmel (2.9), Max Scheler (2.10), Charles Horton Cooley (2.11), Konrad Lorenz (2.12), die Frustrations-Aggressions-Hypothese (2.13), Gregory Bateson (2.14), Thomas Scheff und Suzanne Retzinger (2.15), Randall Collins (2.16), Ute Frevert (2.17), die Spieltheorie (2.18), die resolutionsbezogene Ratgeberliteratur (2.19), konversationsanalytische Studien (2.20) und Niklas Luhmann (2.21) zur Diskussion. Die näheren Gründe für die Auswahl dieser Ansätze werden im Verlauf der Untersuchung ersichtlich.

Das *dritte Kapitel* präsentiert einen sozialkonstruktivistischen Emotionsbegriff, der den weiteren Überlegungen zu Grunde gelegt wird. Dazu wird in 3.1 auf aktuelle Forschungsentwicklungen verwiesen. In 3.2 findet sich eine Aufzählung von Phänomenen, die einen sozialkonstruktivistischen Emotionsbegriff erzwingen, sofern für den Zuwachs an empirischer Breite bei fortschreitender Theoriebildung keine Abnahme an theoretischer Einheitlichkeit in Kauf genommen werden soll. Anschließend (3.3) folgt eine Definition von Emotion als Rolle, die in den darauffolgenden Subkapiteln (3.4-3.9) hinsichtlich ihrer Implikationen für verschiedene Phänomenbereiche untersucht wird. Bei diesen Bereichen handelt es sich um Sprache und Ausdruck (3.4), Organismus, Körper und Leib (3.5), emotionale Orientierung im Alltag (3.6), Tradition und Legitimierung (3.7), Authentizität (3.8) und Funktionen bzw. Leistungen (3.9). Abschließend wird in 3.10 ein Arbeitsbegriff von Kommunikation vorgestellt, um mit ihm das Beziehungsgefüge von Emotion und Kommunikation einer Analyse zu unterwerfen.

Das *vierte Kapitel* führt die Argumentationsfäden von Emotion, Kommunikation, und Konflikt zusammen und generiert ein abstraktes Begriffsgerüst. Dazu werden zunächst die Wechselwirkungen von Alltag und Konflikttheorie anhand der im zweiten Kapitel in Anschlag gebrachten Konflikttheorien nachgezeichnet (4.1). In 4.2 werden einzelne Betrachtungsweisen des Konflikts in einem abstrakten Schema verortet. Es folgt eine Arbeitsdefinition von Konflikt (4.3), vor deren Hintergrund das Beziehungsgefüge von Emotion und Konflikt dargestellt wird (4.4), um anschließend eine kommunikationstheoretische Perspektive anzufertigen (4.5).

Das *fünfte Kapitel* konfrontiert die bisher gewonnenen Ergebnisse mit der Empirie. Dabei geht es in erster Linie nicht darum, konkrete Hypothesen am empirischen Material zu testen. Vielmehr soll das im Entstehen begriffene Begriffsgerüst empirisch konkretisiert und gegebenenfalls modifiziert werden, was in 5.1 eingehend zur Sprache kommt. In 5.2 gilt es, die Auswahl der zu untersuchenden Felder einsichtig zu machen und einzelne Vor-Urteile zu explizieren. Im Anschluss folgen eine Beschreibung der Vorgehensweise wie auch des veranschlagten Methodenbündels und eine Diskussion von dessen Reichweite und Fallstricken (5.3). Daraufhin werden die Ergebnisse der Studien der einzelnen Felder vorgestellt, was mit ersten Vergleichen einhergeht. So finden sich in 5.4 die Ergebnisse aus San Sebastián, in 5.5 die Ergebnisse aus Bali und in 5.6 die aus dem Ruhrgebiet. Das Kapitel endet mit einer Komparation einzelner Ergebnisse (5.7). Die abschließenden Bemerkungen des *sechsten Kapitels* evaluieren den vorgestellten Ansatz in Hinsicht auf die Ergebnisse der empirischen Studien.

1.2 Vor-Urteile

Wer sich jedes Denken historisch denkt, muss die historischen Bedingungen seines Denkens mitdenken, wobei das Denken über die Bedingungen des eigenen Denkens als Metadenken anderen historischen Bedingungen unterliegt als das von ihm gedachte Denken. Um dem sich hier abzeichnenden regressus ad infinitum zu entrinnen, lässt sich die Ideengeschichte dekonstruieren, wie es Foucault unternimmt. Doch zwingt Foucault dieser Weg eben auch zu einer Relativierung seiner eigenen Vorstellungsmittel, was ihn dazu verpflichtet, sich von der als solche bezeichneten substanzlosen Zentralkategorie des modernen Denkens zu verabschieden, nämlich vom Menschen.

> „Si ces dispositions venaient à disparaître comme elles sont apparues, si par quelque événement dont nous pouvons tout au plus pressentir la possibilité, mais dont nous ne connaissons pour l'instant encore ni la forme ni la promesse, elles basculaient, comme le fit au tournant du XVIIIe siècle le sol de la pensée classique, – alors on

> peut bien parier que l'homme s'effacerait, comme à la limite de la mer un visage de sable." (Foucault 1972: 398)

Sicher ist Foucault zuzustimmen, wenn er den verzerrenden Einfluss alltagsweltlicher Gewissheiten auf die Konstruktion von Menschenbildern problematisiert.

> „[D]oesn't one risk defining this human nature which is at the same time ideal and real, and has been hidden and repressed until now - in terms borrowed from our society, from our civilisation, from our culture?" (Foucault 1971)

Doch während der Mensch bei Foucault daher hinter ein gänzlich neues Paradigma zurücktritt, was freilich kein Projekt der Humanwissenschaften mehr sein kann, gibt es noch die Alternative einer negativen Anthropologie, wie sie von Helmuth Plessner betrieben wird, um den Menschen zwar allgemein zu bestimmen, ihn hinsichtlich seiner konkreten Lebensweise aber weitgehend unbestimmt zu lassen.

Plessner (1965: 92ff) fusioniert die ihrer vitalistischen Konnotationen beraubte Lebensphilosophie seines Lehrers Driesch mit den gestalttheoretischen Annahmen Köhlers, indem er das Entweder-Oder der Konfliktlinie zwischen Gestalt- und Entelechieprinzipien zur Organisation des Lebens durch ein Und substituiert. Rein äußerlich ist die so ins Bild gerückte „Doppelaspektivität" jedoch nicht unbedingt feststellbar. Auch physische Entitäten zeichneten sich durch eine Grenze nach außen aus – nicht aber so, dass diese Grenze konstitutiv für ihre Eigenschaft als Körper wäre (ebd. 102). Vielmehr sind für Plessner (ebd. 103) die Grenzen unbelebter Körper zugleich Teil des Umfeldes und ihrer selbst, zumal diese Körper einfach dort aufhören, wo anderes anfängt. Damit kann die genau genommen nur virtuell im Zwischen vorhandene Grenze zwar Übergänge bzw. Einwirkungen zulassen. Doch ist dies keine Existenzbedingung dieser Körper. Fällt hier die Grenzbestimmung entlang räumlicher Konturen noch in den Bereich der Gestalten und somit in Köhlers Mechanik, sind lebendige Körper konstitutiv an die eigene Grenze gebunden, innerhalb derer sie sich selbst regulieren und damit mechanische Einwirkungen auf der Grundlage einer Eigendynamik verarbeiten, ihnen also nicht unmittelbar ausgeliefert sind, was wiederum Driesch zu seinem Recht verhilft. Das Lebendige konstituiert somit die eigene Grenze im Prozess seines Lebensvollzugs, weshalb sich seine Grenze nicht einfach als räumlich lokalisierbarer Ort oder als Zwischen fassen lässt, an dem ein Gegenstand aufhört und ein anderer anfängt. (ebd.) Plessner ignoriert nicht einfach, dass die Außengrenze des Lebendigen im Wahrnehmungsfeld mit den Konturen physischer Dinge koinzidieren kann.

> „Frosch oder Palme unterliegen denselben Erscheinungsgesetzlichkeiten der Dinglichkeit […] wie Stein oder Schuh." (ebd. 89) Aber „[d]adurch, daß ein Aspekt Eigenschaftsstellung gewinnt [die Grenze also nicht nur akzidentell, sondern konstitutiv für Organisches ist], wird […] die Erscheinung eines lebendigen Dingkörpers gegen die eines unbelebten nicht material, sondern formal verändert. Sie brauchen nicht im Erscheinungsgehalt zu differieren, müssen es aber in der Erscheinungsweise." (ebd. 104)

Plessner fasst Leben also nicht entweder als Gestalt oder als steuernde Ganzheit, sondern als perspektivenabhängige Konjunktion zweier Aspekte. Lebende Dinge sind zugleich Ganzheit und Gestalt, wohingegen physische Dinge nur Gestalten sind. Entscheidend für die Differenz von organischen und physischen Dingen ist indessen wie beschrieben die Position der eigenen Grenze.

Auf diese axiomatische Differenzierung aufbauend fasst Plessner das Organische als Stufenfolge von Pflanze, Tier und Mensch, die ebenfalls im Hinblick auf ihre Grenzen voneinander unterschieden werden. Somit wird Plessners Grenzbegriff zu einer sich nach dem Schachtelprinzip russischer Matrjoschkas auf mehreren Ebenen wiederholenden Leitdifferenz der Theoriebildung. Ähnlich wie bei Simmel in Bezug auf die Individualisierung und bei Luhmann in Bezug auf die Ausdifferenzierung von Systemen (vgl. Loenhoff 2009) haben Grenzen für Plessner jedoch nicht nur einen abschließenden Charakter (Plessner 1965: 127). Vielmehr ist die Begrenzung auch die Bedingung der Möglichkeit einer komplexeren Binnendifferenzierung bzw. Individualisierung oder Emanzipation vom Umfeld und damit paradoxerweise gerade eine Adaptionsleistung (ebd. 155f). Das Organische wächst ausschließlich über sich hinaus, es transzendiert sich nur, weil es in seinen Grenzen, grenzimmanent ist. Zumal allem Organischen eine Grenze als konstitutive Eigenschaft zugeschrieben werden kann, geht Organisches immer über sich selbst hinaus – es weist eine eigengesetzliche Entwicklungsrichtung auf, die sich nicht allein aus mechanischen Einwirkungen erklären lässt. Dieses Spezifikum des Organischen bezeichnet Plessner als dessen Positionalität. Alles Lebendige zeichnet sich demzufolge durch einen positionalen Charakter aus und ist daher durch einen Hiatus von der mechanischen Wirksphäre getrennt. (ebd. 129) Es ist nicht räumlich, sondern raumhaft, nicht zeitlich, sondern zeithaft. (ebd. 132) Charakteristisch für die Positionalität ist, dass sie Einflüssen zugänglich und doch auf eine Selbstorganisation gestellt ist. (ebd. 129ff) Die Differenzierung des Organischen in Pflanze, Tier und Mensch erfolgt als Stufenfolge verschiedener Positionalitäten.

Wenn das Leben vom Einzeller zu komplexeren Differenzierungen aufsteigt, schreitet die Entwicklung entweder als Tier oder als Pflanze fort. Indessen befindet sich das Lebendige in einem perpetuierenden Konflikt zwischen seiner Geschlossenheit als physischer Körper und seiner Offenheit als Organismus. Je

nachdem, ob dieser Konflikt mit einer geschlossenen oder einer offenen Organisationsform angegangen wird, bezeichnet Plessner das Lebendige als Pflanze oder als Tier. (ebd. 218f) Anders als bei der Pflanze findet sich beim Tier eine geschlossene Organisationsform. Damit geht sein Organismus nicht vollständig im Medium auf, „[…] sondern er erhält echte Selbständigkeit, d. h. Gestelltheit auf ihm selber, die zugleich eine neue E x i s t e n z b a s i s bedeutet." (ebd. 226) Um auf diese neue Basis zu gelangen, bedarf es einer komplexeren Organisationsform des Körpers. Der Körper ist durch seine Grenze an das Medium gekoppelt, erhält jedoch seine relative Autonomie durch die Integration funktional gegliederter Organe, die ihrerseits morphologisch und physiologisch in einem antagonistischen Verhältnis zueinander stehen. Zur Aufrechterhaltung seines wesensmäßigen Antagonismus benötigt der Organismus allerdings ein Zentrum, das die Differenz der antagonistischen Teile aufrechterhält und sie zugleich zu einem organisierenden Ganzen vereint. (ebd. 227f)

> „Durch die Einheit der Zusammenfassung verbindet dann der geschlossene Organismus die reale peripherische und die reale zentrale Einheit, die antagonistisch geregelte Wirkeinheit der Organe und das Zentralorgan zur Einheit des Ganzen. So ist, wenn wirklich geschlossene Form physisch existieren soll, diese Einheit für sich selber real und tritt zu der realen Mannigfaltigkeitseinheit (dem Funktionszusammenhang aller Teile) hinzu." (ebd. 228)

Plessner spricht hier von einem Zonenzerfall, der dazu diene, Organismus und Medium in Beziehung zu setzen.

> „Mit seinen Organen ist der Körper als Körper (nicht als lebendiges Ganzes) in Kontakt mit den Dingen des Mediums. Das lebendige Ganze steht dagegen mittels seiner Organe in Berührung mit ihnen, also in mittelbarem, nicht unmittelbarem Kontakt." (ebd. 229)

Zumal die Einheit der Organe real auch als Einheit des lebendigen Ganzen betrachtet werden kann, identifiziert Plessner ein Repräsentationsorgan, das die verschiedenen Organe zu einer Einheit zusammenfasst und somit von höherer Ordnung als der Antagonismus ist. (ebd. 229) Dieses Zentrum präsentiert sich für Plessner im sensomotorischen Schema, das die Bedingung der Möglichkeit der geschlossenen Organisationsform darstelle. (ebd. 229f) Denn durch die Ausbildung eines Repräsentationszentrums stehe der Organismus nicht unmittelbar mit dem Medium in Kontakt. Stattdessen vermittelt der Körper. „Der Körper ist die Zwischenschicht zwischen dem Lebendigen und dem Medium geworden." (ebd. 230) Der Organismus ist also die fusionierende Repräsentation der Körperkomponenten ohne unmittelbaren Zugriff auf das Medium. „Sein Körper ist sein

L e i b geworden, jene konkrete Mitte, dadurch das Lebenssubjekt mit dem U m - f e l d zusammenhängt.“ (ebd. 231)

Der Organismus ist auf der Stufe des Tieres nicht mehr subjektlos wie die Pflanze. Der reale Körper wird im „Zentralorgan“, der „Mitte“, als Leib präsentiert und hat sich damit physisch verdoppelt. (ebd. 231) „Mit diesem Leib existiert das lebendige Ding als mit einem Mittel, einer zugleich verbindenden und trennenden, öffnenden und verdeckenden, preisgebenden und schützenden Zwischenschicht, die in seinen Besitz gegeben ist.“ (ebd. 231) Die Mitte liegt zugleich im Körper, da sie Teil des Körpers ist, und geht über den Körper hinaus, zumal sie ihn betrachtend steuert. (ebd. 231) Die Mitte hat Zugang zum Körper als Leib und damit auch zu seinem Medium, das den Körper und das der Köper beeinflusst. In diesem Sinne ist die Mitte das Subjekt, das den Körper „hat“. Somit ist nach Plessner ein Hiatus, den Gehlen (1968: 111f) erst zwischen Mensch und Welt findet, wenn auch nicht zur Welt, so doch zum Umfeld bereits beim Tier präsent. Denn das Medium wird dem Tier zum Umfeld, auf das es aktiv einwirken kann. (Plessner a.a.O. 232) Die Pflanze kommt ohne Leib, das heißt auch: ohne Umfeld, aus und ist daher einen Schritt weiter zurück in den Genesebedingungen des Bewusstseins, die bei ihr nur fragmentarisch als Grenze zum Medium vorgezeichnet sind. (ebd. 232) Wird die Pflanze noch einseitig von ihrem Medium gesteuert, so ist das Tier bereits selbständig. Es flieht, sucht, greift an, verteidigt sich. (ebd. 233) Die Präsentation des Körpers als Leib ist an eine komplexe Organisationsform gebunden, über die Pflanzen nicht verfügen. Mit der Zentralisierung in der Mitte geht eine Dezentralisierung der Organe einher, die bei der Pflanze nicht anzutreffen ist. (ebd. 234)

Allerdings verfügt das Tier nicht wie der Mensch über eine Projektionsfläche, auf der es als Einheit aus Körper und Leib in einem Verhältnis zur Umwelt erscheinen könnte. Es ist vielmehr zeithaft und raumhaft gebunden an das Hier-und-Jetzt, das ihm nicht einmal als solches gegeben ist. (ebd. 238f) Das Tier hat also eine Beziehung zu seinem Umfeld, nicht aber zu sich selbst, wie Jens Loenhoff (persönliches Gespräch) in Anlehnung an Plessner (ebd. 240) treffend formulierte.

> „Es lebt körperlich sich gegenwärtig in einem von ihm abgehobenen U m f e l d oder in der Relation des G e g e n ü b e r. Insofern ist es b e w u ß t, es merkt ihm Entgegenstehendes und reagiert aus dem Zentrum heraus, d. h. spontan, es handelt.“ (ebd. 240)

Allerdings kommt es mit seinem Handeln nicht über sein Hier-Jetzt-Verhältnis zum Umfeld hinaus. Das Tier verharrt in frontaler Positionalität zum Umfeld (ebd. 241). Diese Frontalität kann entweder durch eine zentrale oder eine dezentrale geschlossene Organisationsform angegangen werden. Wenn die umfeldbe-

http://www.springer.com/978-3-658-01933-4

Emotion, Kommunikation, Konflikt
Eine historiographische, grundlagentheoretische und kulturvergleichende Untersuchung Band 1
Kurilla, R.
2013, X, 382 S. 3 Abb., Softcover
ISBN: 978-3-658-01933-4